

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

27.

Sonnabend, am 2. März 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Cacteen.

Am Eucalyptus.

Wer zählt die Formen all', die wundervollen? —
Sieh' da des Büßers Dornengeißel,
Dort ein Gebild' zur Tonne angeschwollen,
Den grünen Turban hier, den Knabentkneifel
Und Schlangen dort, die sich erheben wollen.
Sieh' hier den Igel, der sich drohend ballt,
Und hier die schlanke Rinnensäule;
Dort winkt dir der Ruine Truggestalt
Bei einem Riesenknaut bedornter Knäule,
Und hier erblickst du wachsenden Basalt.

Bekleidet seid ihr wunderbar nicht minder,
Ihr räthselhaften Tropenkinder! —
Bald hüllt ihr euch in Dorn und Nadelspitzen
Und wieder in Vicunnaflocken.
Dort siehst du tausend Sternlein blißen;
Hier flattern blonde Kindeslocken.
Der hüllt in Seide sich, gebleicht und roth und weiß,
Der, wenig Monden alt, erscheint als Silbergreis.

Ihr Bürger jener Wunderwelt im Westen all'!
In welcher Laune hat Natur euch wohl gezeuget?
Seid ihr nicht Florens bunter Carneval? —
Du, Cereus, der sich um den Felsen beuget
In Schlangenmaske, Pflanze scheinst du kaum!
Bei deinem Anblick muß der Wand'rer wähen,

Es habe dich Natur im Traum
Bei Feierabend und im Gähnen
Noch eingeschoben in der Wesen Raum.
War sie vielleicht, die Gottespoesie,
Der Regel müde? — Trieb und drängte sie
Der Freiheit Urtrieb, daß sie rette
Sich plötzlich aus der selbstgefloch'ten Kette
Herab zur nied'ren Formenwelt? —
Doch, Freund des Schönen, der sich näher stellt
Und sinnt, o schau' nicht den kahlen Dorn,
Der ewig lechzet nach des Himmels Born!
D tritt nicht spottend weg von seinen Mängeln
Und weilt und sieh': — Ein Meteor entreißt
Sich strahlend jenen kahlen Stengeln,
Wie eines Krüppels Leib' ein großer Geist.
Sieh' diesen Feuerkelch mit Lilien ausgeleget,
Der Liebe Bett gewebt von Rosenseide,
Des süßen Balsam rings die Luft beweget,
Wie Saba's Fürstin kaum im Duftgeschmeide.
Es lauscht die Nacht um ihre Königin
Und stirbt, ein treuer Sclav', mit ihr dahin. —
Run Wand'rer, sieh'! und sieh' mit ernstem Auge,
Wozu dem Schöpfer Erdenblüthe tauge! —

Doch zu Schinocactus nun.
Du Zwerg bei Florens Carneval!
Dein Leib scheint auf dem Sand' zu ruh'n
Wie des Coandü Stachelball.
Wer sieht dir an, was in dir webt und gähret?
Den kurzen Leib zur Kugel angenähret,

Entwindet wie des jungen Tag's Erröthen
Unendlich zart sich dir der Blüthen Zier
Und zeigt — es ist dir auch von Nöthen —
Nun eine Tuba deinem Ruhme,
Die uns verkündet klar, du seiest nicht Thier,
Nicht grüner Stein, du seiest Blume.

Du Melocactus dort — die Samojebenmühe —
Sie ist in meinem Fremdenhaus' dir wenig nütze:
Denn freundlich lobert allen Gästen dort
Die Wintergluth behaglich fort und fort.
Auch wirfst du nicht mit deinen span'schen Reitern
Der Herrin Nähe allzusehr erheitern.
Drum magst du hoch am Fenster steh'n
Und eine grüne Citabelle,
Beschossen nur von Phöbos' Helle,
Herunter auf die Kriecher seh'n.
Vielleicht, daß dann auf deinem Walle
Heraus als Blume du die weiße Fahne steckest,
Und wie ein Held bei seinem Falle
Dich noch mit Glanz und Ruhm bedeckest.

Die Muse hat mit dem System nicht viel zu schaffen;
Drum zeig' ich euch, ihr Mamillarien, jetzt!
Euch, die ihr seid der Cacten bunte Affen,
Euch nahet man nicht unverlezt.
Sieh' hier des Igels Ball, dem dicht mit Waffen
Den krummen Rücken die Natur besetzt.
Die graue Scopa sieh' und hier die sternbesä'te,
Und jene dort, die wie ein Stoppelfeld,
Auf das der Herbst sein dicht Gewebe wehte,
Sich wunderbar dem Blick entgegenstellt.
Du staunst und siehst ein neues Formgesetz;
Und siehst du d'rin das rothe Früchtlein prangen,
So meinst du gar, es habe sich gefangen
Ein Lilienkäfer in der Spinne Netz.

Opuntien, euch begrüßet nun die Muse,
Euch, die vom Haupt herab zum breiten Fuße
Wie eine wirre Gliederkette
Natur so gern zum Blätterkranze,
Zum Taufendblatt gebildet hätte.
Viel Pflanzen auf der einen Pflanze,
Erhebt sich üppig-breit das Ganze
Zum gold'nen Kerzenhalter, reich besteckt
Mit Blumenfackeln, Frucht und Zweiggebilden,
In denen Indien seinen Wilden
Und auch dem kleinsten Thier mit Schilden,
Dem Scharlachthier, sein Tischlein deckt. —
Du magst sie, Freund, mit Vorsicht nur beschauen:
Bei ihnen ist es, wie bei Galabresen;
Den meisten ist nicht viel zu trauen,
Gar leicht und bald ist man zum Stich erlesen:
Vor allen dort die Luna flieh',
Und bei der Mycrodasie zieh'
Vorsichtig deine Hand zurücke:
Sie ist zwar fein, doch voll von Tücke.

Die ganz verschied'nen hier sind Rhipsaliden,
Das ärmste Völkchen aller Nopaliden,
Das wehrlos und gebeugt wie Lämmer sich
Von fremdem Tische kümmerlich
Ernähret; denn in Indiens Zonen
Siehst du es nur auf Bäumen wohnen.

Und nun, o Freund der schönen Pflanzenwelt,
Nun folge mir etwas geschwinder.
Sieh' hier die Epiphyllen aufgestellt,
Die zartesten der Cactenfinder;
Kein Stachel reizet hier die Hand.
Der zarten Blumen duft'ge Menge
Entsprosset nur in lieblichem Gedränge
Der weichen Blätterstengel Wellenrand!
Sie sind bald tief in Scharlachroth getaucht,
Bald wieder wie von Rosengluth umhaucht,
Wie Becher hier geformt und dort wie Schleifenband.
Und dort im schönen Cactenvaterland —
Da wimmelt's oft in diesen Rosenbechern
Von kleinen reichgeschmückten Zechern:
Zuwelentäfer, Papilionen
Und Colibri, wie flücht'ge Feuerfunken,
Umschwirren rings, von ihrem Nectar trunken,
Die Blumen, nickend von Papayakronen
Und wurzelnd auf der Erythrina Zweigen.
Drum scheinen sie in Flora's buntem Reigen
Die Kinder, die, verwahrt auf hohem Stamme,
Wie von den Armen einer Amme
Herunter lächeln auf die Welt,
Herunter auf des Scherzes Tummelfeld.

Und endlich ihr, Pereskien, dort am Baume!
Bei eurer Bildung scheint sofort,
Wie durch des Zaubers Lösungswort,
Natur erwacht aus buntem Schöpfungsstraume:
Ihr zeigt der Pflanze Bild nun rein
In Stengel, Laub und Blüthe wieder
Und schlingt als letztes ihrer Glieder
Die ausgetret'ne Kette wieder ein.

Verfolg' ich staunend nun der Kette Prachtgewinde
Mit aller ihrer Glieder Myriaden,
Wird sie mir bald zum Ariadne-Faden,
Der mich aus diesem Formen-Labyrinth
Hinauf zu ihrem großen Bildner führt. — —
O Blumenschöpfer, den ich tief verehere!
Auch hier ertheilst Du eine milde Lehre
Dem Herzen, das von Deiner Huld gerührt:
Am Werke soll den Meister ich erkennen.
So will ich freudig Dich den Meister nennen,
Der Schönheit, Wahrheit, Maß und Milde
In allen seinen Werken liebt,
Und auch des Scherzes launigem Gebilde
Gern da und dort sein Plätzchen giebt.

Mäfer.

Das Kind der Grenadiere.

Es mag etwa zwei Jahre sein, als ich mich eines Abends zu einem unserer berühmtesten Generale begab.

Es war zwar kein Tag, an welchem er Besuche annahm, doch hatten sich einige Personen zufällig dort zusammengefunden. Wir saßen um den Kamin und unterhielten uns ganz traulich, als man Herrn Louis Jacquot meldete, und gleich darauf sahen wir einen jungen Marine-Officier von einer ausgezeichneten Haltung eintreten. Die Einfachheit seines Namens contrastirte so auffallend mit der Eleganz seines Wesens und sein Empfang von Seiten des Generals und dessen Gemahlin war so herzlich, daß der junge Mann die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden erregte. Seine Person wurde genau untersucht, und dieses Examen fiel ganz zu seinen Gunsten aus; Herr Jacquot war ein schöner junger Mann von höchstens 20 Jahren. Er hatte jenen braunen Teint, den das Seeleben hervorbringt, das große, schwarze Auge und die freie, entschiedene Miene eines Tapfern. Seine Toilette war nicht weniger bemerkenswerth, als seine Person. Obgleich es schwer sein würde, viel Glanz in der Uniform eines Flaggenjunkers zu entwickeln, so saß die des Herrn Jacquot doch so schön, zeigte eng anliegend die schöne Gestalt desselben so vortheilhaft, daß sie auffallen mußte. Der junge Officier mußte etwas Ungewöhnliches, Interessantes an sich haben, denn die Beobachtung, welcher Jeder ausgesetzt ist, der in ein Zimmer tritt, weilte auf ihm weit länger und theilnehmender, als dieses bei gewöhnlichen Menschen der Fall ist, und durch einen Zufall hafteten Aller Blicke auf einem und demselben Stücke seiner Uniform, welches mit den andern Theilen sehr im Mißverhältniß stand. Er trug nämlich an einem feinen, glänzenden Castorhute, welchen er in seiner Hand hielt, eine alte, durchaus abgenutzte und verschossene Kokarde. Der General bemerkte bald den Grund des Staunens seiner Gäste und machte seine Gemahlin durch einen Wink darauf aufmerksam, welchen diese mit einem sanften Lächeln erwiderte, und Herr Jacquot, der dieses be-

merkte, wurde roth von oben bis unten. Es war dieses aber nicht das Noth der Scham und Verwirrung, sondern das einer bescheidenen Verlegenheit. Der General, der ihn so verlegen sah, reichte ihm die Hand mit den Worten: „Du bist ein wackerer Mann, Louis.“ Die Gemahlin des Generals reichte ihm ebenfalls die Hand, welche Louis mit lebhafter Achtung und Zärtlichkeit küßte. — Diese kleine Scene hatte uns Alle lebhaft interessirt, Niemand aber dachte daran, eine Erklärung zu verlangen. Indessen die Ankunft des jungen Mannes hatte die Unterhaltung unterbrochen und Jeder schien in Verlegenheit, sie gleich wieder anzuknüpfen, als ein alter Officier, welcher den ganzen Abend schweigend gegessen hatte, sich plötzlich erhob und mit einer rauhen Soldatenstimme den General fragte: „Das ist also Ihr Jacquot und dieses ist die wahre Kokarde?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er den Hut aus der Hand Jacquots und betrachtete ihn aufmerksam; man hätte glauben sollen, er wolle ihn küssen, und wie er so die Kokarde anstarrte, rollte eine Thräne in seinen Bart. Dieses Letztere erregte nun vollends die Neugier der Gesellschaft, man stand auf, untersuchte die geheimnißvolle Kokarde und Einige baten den General um Erklärung. „Ach,“ sprach dieser, „es ist eine einfache Geschichte!“ „Es ist eine köstliche Geschichte,“ erwiderte der alte Officier. „Wenn Madame sie diesem Herrn erzählen wollte, ich bin überzeugt, Alle würden gerührt werden. Man bat, der General ersuchte seine Gemahlin um die Erzählung, der junge Officier mußte es sich gefallen lassen, als Held seiner eigenen Geschichte der Erzählung beizuwohnen, welche folgendermaßen begann:

„Bei der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders wünschte Ersterer dem Andern die Truppen zu zeigen, durch welche Jener besiegt worden war; es fand eine große Revue Statt. Napoleon durchritt mit Wohlgefallen die Reihen seiner kaiserlichen Garde, plötzlich hielt er vor einem Grenadiere, welcher eine furchtbare Narbe im Gesicht hatte, stille. Einen Augenblick betrachtete er ihn mit Stolz, dann zeigte er ihn dem Kaiser Alexander mit den Worten:

„Was denken Sie von Soldaten, die solchen Wunden widerstehen können?“

„Was denken Sie aber von Soldaten, welche solche Wunden schlagen?“ erwiderte Alexander mit einer glücklichen Geistesgegenwart.

„Die sind alle todt,“ sprach der alte Grenadier mit tiefer Stimme, sich in die Unterhaltung der beiden mächtigsten Monarchen der Welt mischend.

Alexander wandte sich bei den Worten des Grenadiers höflich zu Napoleon, indem er sprach: „Sire, Sie sind überall Sieger.“

„Den Sieg giebt mir meine Garde,“ sprach Napoleon, dem Grenadiere tief und bewegt dankend.

Einige Tage nach der Revue ging Napoleon in dem Quartier seiner Garde spazieren, indem er vielleicht an die Eroberung Spaniens dachte, vielleicht auch an den alten Grenadier, welcher ihn so glücklich aus der Verlegenheit gerissen hatte, als er diesen plötzlich erblickte. Er saß auf einem Steine und ließ auf seinen übereinandergekreuzten Beinen ein kleines Kind von höchstens einem Jahre tanzen. Der Kaiser stellte sich vor ihn, der alte Soldat erhob sich jedoch nicht und sprach nur zu ihm: „Verzeihung, Sire, daß ich sitzen bleibe, aber wenn ich aufstände, so würde Jacquot schreien, und das würde Ew. Majestät unangenehm sein.“

„Du hast Recht,“ sprach Napoleon. „Du heißest Jacques?“

„Ja, Sire, Jacques. Deswegen nennt man den Kleinen Jacquot.“

„Ist es Dein Sohn?“

„Ja, mein Kaiser; seine Mutter war eine brave Marquetenderin, welcher vor zwei Monaten ein Uhlane einen Säbelhieb ins Genick gab, während sie gerade ihrem Manne, dem ein Fuß weggeschossen war, ein Glas Brantwein reichte. Beide sind todt und das Kind ist eine Waise.“

„Und Du hast es aufgenommen?“

„Ich und die Anderen. Wir fanden es im Sacke seiner Mutter, welche bereits todt war, spektakelnd wie ein Reiter zu Fuß, und den Magen so leer, als die Koffer des Königs von Spanien. Der Alte, der noch athmete, erzählte uns, wie die Mutter des Kindes den Tod im Dienste Ew. Majestät gefunden habe. Da haben wir denn Alle den Kleinen adoptirt, und weil ich es war, der ihn zuerst bemerkte, so bin ich es auch, den man mit seiner Erziehung beauftragte.“

Napoleon betrachtete einen Augenblick den Grenadier, der ruhig das Kind auf seinen Knien

tanzen ließ, dann sprach er: „Ich bin Dir Etwas schuldig, Jacques.“

„Mir, mein Kaiser? Sie haben mir dieses Kreuz für meine Narbe gegeben; ich bin Ihnen schuldig.“

„Es ist für das, was Du dem Kaiser Alexander geantwortet hast.“

„Ich habe ihm nichts Schlimmes geantwortet, diesem Kaiser; hat er sich beklagt über mich?“

„Nein, sicher nicht; denn ich wollte Dich belohnen. Was wünschst Du?“

„Meiner Treu,“ erwiderte Jacques, „ich habe nichts nöthig; aber wenn Sie mir ein Vergnügen machen wollen, so schenken Sie dem Kleinen Etwas, das wird ihm Glück bringen.“

„Gern,“ sprach der Kaiser. Jacques erhob sich, nahm das Kind auf den Arm und näherte sich, während Napoleon in seinen Taschen nach einem Geschenke suchte. Er fand nichts als einige Goldstücke, welche er wieder einsteckte, denn nicht durch Gold hatte er sich die Liebe seiner Soldaten erworben. Endlich, er wußte jetzt nicht, was er machen sollte, fand er seine Tabaksdose und reichte sie dem Grenadiere. Jacques lachte, indem er die Dose betrachtete.

„Welche Dummheit, einem Kinde, das noch nicht laufen kann, eine Tabaksdose zu schenken!“

Der Kaiser wollte antworten, als er bemerkte, daß ihn Jemand am Hute zupfte, er wendet sich um, sieht, daß das Kind, welches auf dem Arme des Grenadiers saß, seine Händchen unter die Hutschnur gebracht hatte und mit der Kokarde am Hute spielte. „Sehen Sie, Sire,“ sprach der Grenadier, „der Kleine ist klüger, als wir Beide, er macht es wie Ew. Majestät, er nimmt, was ihm gefällt.“ „Nun denn,“ erwiderte der Kaiser, „er soll es auch haben.“ Und der Kaiser löste selbst die Kokarde vom Hute und gab sie dem Kinde. Jacques ließ es auf dem Arme springen und sprach: „Nun, so zeige Er. Majestät, daß Du auch sprechen kannst.“ Das Kind lachte, klatschte in die Händchen und stammelte mit seinem Kinderstimmchen: „Vive l'empereur!“

Seit diesem Tage machte Jacques manchen Marsch. Er kam bald nach Paris, ging nach Madrid, marschirte nach Wien, drang bis Moskau und begleitete Napoleon zur Insel Elba. Jacquot machte alle diese Strapazen mit, bald neben den

riesigen Grenadieren herlaufend, bald auf dem Bagagewagen, oft auch von seinem Erzieher getragen. Er trug einen kleinen Säbel, eine Soldatenkappe, die er schon auf ein Ohr setzte, und blies die Querpfeife wie eine Nachtigall. Jacquot, welcher Napoleon ehrte, wie man seine Mutter und sein Vaterland liebt, wuchs unter den alten Soldaten immer kräftiger heran. Der Grenadier war nur in Verlegenheit über die Weise, wie der Kleine die Kokarde tragen könne; er kam auf den Gedanken, dieselbe in ein Medaillon zu schließen, welches er dem Knaben um den Hals hing. „Hör', Jacquot, auf diese Reliquie betest Du Morgens und Abends, oder Du sollst sehen, was geschieht.“ Wie er sagte, geschah, und 8 Jahre hindurch kniete Jacquot Morgens und Abends vor seiner Kokarde, betete für seinen Vater Jacques und seinen Kaiser.

Diese Zeit, diese 8 Jahre reichten hin, Frankreich auf den höchsten Gipfel des Ruhmes und der Macht und ins Verderben zu führen. Napoleon wurde nach St. Helena verbannt und die Armee entlassen. Der arme Jacques wurde, wie die Andern, nach Hause geschickt mit seinen Wunden, seinem Ehrenkreuze und dem kleinen Jacquot. Louis, welcher damals 9 Jahre zählte und anfing das Unglück zu begreifen, hat mir oft erzählt, daß nichts ihn so tief getroffen habe, als wie er sah, daß sein tapferer Vater, welcher einige Monate vorher noch Marsche von 15 bis 20 Stunden im Tage mit der Flinte und allem Gepäck auf dem Rücken machte, nun fast sterbend vor Ermüdung nach dem Marsche von einigen Stunden auf der Landstraße zusammenfiel, da er doch nur einen elenden Stock und ein kleines Bündel Kleider trug. Jeden Tag wurde er schwächer. Oft brachten sie die Nacht in elenden Ställen zu und Jacquot suchte die Strohhalme zusammen, um den alten Grenadier damit zu bedecken. Er wachte bei ihm jede Nacht und brachte ihm das Brod, welches er von der Barmherzigkeit der Wirthe erbettelte. Endlich aber wurde Jacques so schwach, daß sie genöthigt waren, in einer verlassenen Hütte zu übernachten, wo der unglückliche Soldat, von Schmerzen übermannt, unwillkürlich die Worte entschlüpfen ließ: „Jacquot, einen Tropfen Branntwein, oder ich sterbe.“ Das arme Kind weinte, setzte sich an die Landstraße

und versuchte das Mitleid der Vorübergehenden zu erwecken. Vergebens; schon verzweifelte er, als ein Gedanke in ihm aufstieg, wie das Unglück denselben einflößt. Er warf sich auf die Kniee, nahm sein Medaillon von der Brust und rief schluchzend: „Mein Gott, mein Gott, gieb mir nur einen Tropfen Branntwein für Vater Jacques!“ Diese Worte wiederholte er mit lauter Stimme und weinte. In diesem Augenblicke näherte sich ein Herr; er fragte das Kind, welches ihm seine Geschichte erzählte und mit den Worten schloß: „Vater Jacques hat mir verboten, mich je von dieser Kokarde zu trennen; er hat mir gesagt, daß sie mich beschütze, daß sie mein ganzes Glück sei, und lieber verliere ich einen Arm, als die Kokarde, aber wenn Sie mir jetzt nur einen Sou geben wollen, so nehmen Sie dieselbe, ich kaufe dann Branntwein für Vater Jacques.“ Der Fremde erwiderte gerührt: „Der, welchen Du beweinst, hat in Frankreich noch einige Freunde, welche gern ihr Glück mit ihrem alten Kriegsgefährten theilen. Führe mich zu Vater Jacques. Und dieser Mann war“

„Dieser wohlthätige Mann,“ rief der junge See-Officier, die Erzählung unterbrechend, „dieser wohlthätige Mann nahm mich in seine Arme, mich, den armen Bettler. Er ließ Jacques in sein Schloß bringen, gab ihn dem Leben wieder; sicherte ihm seine Existenz und ließ auch das Waisenkind wie seinen Sohn erziehen, und jeden Tag noch überhäuft er mich mit Wohlthaten!“ Der junge Marine-Officier sprach weinend diese Worte, und als der General und seine Gemahlin ihm die Hände reichten, strömten Thränen über sein schönes Gesicht.

Der General rief nun: „Du erzählst nicht den Schluß Deiner Geschichte, Du vergißt, daß ich Dir versprach, Dir an dem Tage die Kokarde wiederzugeben, wann Du Dir die Epaulette verdient haben würdest, wie wir die unsrigen gewonnen. Und Sie sehen, die Kokarde ist am Hute, denn Louis war bei der Einnahme von Algier, und sein Kapitän, der ihn als Freiwilliger mitnahm, hat ihn mir als Flaggenjunker zurückgeschickt.“ F. Tr.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Paris im November 1843.

(Schluß.)

Wir schließen die Besprechung dieses hoffentlich für alle Leser gleich wichtigen Gegenstandes, der so tief in die socialen Verhältnisse eines großen Nachbarstaates und die moralischen und geistigen Anregungen, die von ihm so vielfältig ausgehen, eingreift, mit noch zwei Bemerkungen. Einmal erklärt die von uns entwickelte, so absolute Beschränkung des Umganges zwischen der erwachsenen Jugend beider Geschlechter, warum die französische poetische, besonders die Romanliteratur selten oder nie eigentliche Jungfrauen und deren ideale Liebe zum Gegenstande hat oder doch die angeblichen Jungfrauen ihrer Dichter alle fast wie Frauen fühlen und denken und eine irgend ausführliche Analyse eines jungfräulichen Herzens und Ideenganges ihnen durchaus fremd, fast unmöglich ist. Aller irgend vertraulicher Mittheilungen und Ergießungen derselben beraubt, erhalten sie in sehr seltenen Fällen davon auch nur eine Ahnung, und z. B. ein Roman, wie der „Hesperus“, der vier Bände hindurch die verborgensten Fibern eines jungfräulichen Herzens, das seine Liebe verhehlt, aufdeckt, oder wie Richardsons „Clarissa“, der gar in acht Bänden die Geschichte eines solchen im Kampfe mit seinen Neigungen entwickelt, ist der französischen Literatur durchaus unmöglich. Die Frauen sind in Frankreich dagegen gesellschaftlich und intellectuell mit dem ersten Tage der Ehe emancipirt und diese daher nur dem Beobachter und Darsteller zugänglich; nothwendig aber ist deren Liebe mehr sensuell als ideal, und da zu gleicher Zeit verheirathete Frauen als Heldinnen eines Romans nicht gut anders in bewegte Peripathien und dramatische Verwickelungen gebracht werden können, als durch Kärtelung an den ehelichen Verhältnissen selbst, so entspringt die so sehr getadelte Richtung und Tendenz der französischen Romane, welche mit der Ehe so wohlfeilen Kaufes umspringt, gerade aus einer Sitte, welche die französische Jungfrau zu schützen und zu wahren den Zweck hat, wie sie im Leben selbst ihr so oft ein verfehltes Leben bereitet. — Die zweite Bemerkung ist die, daß man im Auslande in einem sehr argen Irrthume befangen ist, wenn man die gesammte Pariser Bevölkerung als mehr oder weniger ehelichen Unordnungen und Lizenzen in geschlechtlichen Verhältnissen zugänglich sich vorstellt; gleich berührt von den desfallsigen Verirrungen der Literatur, der Theater und der extravaganten Socialtheorien. Es ließe sich topographisch fast der Wirkungstrich derselben nachweisen und eine Charte der Hauptstadt damit illuminiren. Sie herrschen besonders im pays latin, dem Quartier der studirenden Jugend, und demjenigen, was sich daran knüpft, wo die Pariser Grisette ihre wilde Ehe lebt, und zwar aus dem

Grunde, weil von Jugend auf geistig und moralisch bildende Eindrücke in ihr einen höhern Sinn und Geschmack entwickeln, als daß sie nicht vor einer Heirath mit einem gemeinen Arbeiter zurückschräke, auf einen andern Ehemann doch keinen Anspruch machen kann, nur wenigstens, so lange sie jung ist, an der Seite gebildeter junger Männer leben will und in diesem regellosen und keine Dauer garantirenden Verhältniß sehr oft eine Art von Pietät und strengstem Pflichtgefühl, die größte Hingebung entwickelt und meist sich von ihrer Hände Arbeit ernährt; es ist ferner das Quartier der sogenannten Chaussee d'Antin, wo die Finanz thront, die Faubourg's St. Germain und St. Honoré mit der ältern und neuern Aristokratie, und die zerstreuten Quartiere der höhern Beamtenwelt und des höhern Bürgerstandes, der Advocaten, Wechselagenten, reichen Notare und Avoués, — bei den Klassen eben, die gemeiniglich Conventionsheirathen eingehen. Zwischen diesen Klassen und der Grisettenwelt aber liegt eine äußerst zahlreiche Bevölkerung mitten innen, welche von der Rue St. Martin an besonders in der gewerb- und handelsbewegten Rue St. Denis, dem sogenannten Marais bis an die Quais sich erstreckt und noch in die Cité und die Seine-Inseln sich hinüberstreckt und die ein äußerst streng-sittliches, oft in ihren Gebräuchen und geselligen Ansichten an die philisterhafte Prüderie der kleinsten und ältesten Städte erinnerndes Leben führt. Es ist das der kleine Kaufmanns-, Gewerbs- und Fabrikstand, der die sogenannten Articles de Paris verfertigt und verhandelt, an nichts denkt, als an sein Geschäft und an den Augenblick, wo er sich von ihm zurückziehen, ein Eigenthum irgendwo erkaufen und die Hauptstadt verlassen kann, deren politische, sociale, artistische, dichterische und Luxusbewegungen durchaus von den Straßen, die er bewohnt, zurückprallen. Hier sind besonders die Frauen das leitende und bewegende Element; sie verkaufen in den Boutiquen, führen die Bücher, suchen die Clienten auf und unterhandeln mit ihnen in deren Wohnungen mit größter Unbefangtheit und Keckheit, und „bien mal tombe“ nach dem französischen Ausdruck, der bei ihnen eine Lovelace-Rolle zu spielen sich unterfängt. — Aber, um auf das Gymnase dramatique zurückzukommen, man begreift leicht, daß dieser letzte Theil der Pariser Bevölkerung es nicht ist, der so zahlreich seit einigen Jahren dessen tugend samen Familienstücken zuströmt.

Wir haben bereits den uns zugewiesenen Raum so ausgefüllt, daß wir die Besprechung der dritten Octoberbewegung, die Wiedereröffnung aller öffentlichen Unterrichtsanstalten und die sich dabei kundgebende dritte merkwürdige Reaction in dem immer hitziger werdenden Kampfe des Clerus gegen die Universität und deren Philosophie auf unsern nächsten Bericht verschieben müssen.

Aus Leipzig im November 1843.

(Fortsetzung.)

Die juristische Facultät zählt unter ihren Mitgliedern viele Namen, die in der Gelehrtenwelt einen guten Klang haben. Dennoch findet man, daß unter den Studenten gerade die der Jurisprudenz beflissenen am meisten das Gepräge der Unwissenschaftlichkeit tragen, die trügsten Collegienbesucher sind und selbst ihr Brodstudium mit größter Nachlässigkeit betreiben. Die juristische Facultätsprüfung ist wahrhaft zum Spotte geworden. Das schon genannte „Einpaukerwesen“ ist besonders unter den Juristen Mode. Candidaten der Jurisprudenz, Advocaten, deren Praxis nicht bedeutend ist u. s. w. bereiten die Studirenden auf das Examen vor, indem sie diesen in den letzten Semestern des akademischen Trienniums das Römische Recht durch Repetitorien und Examinatorien gewissermaßen eintrichtern. Sie erhalten für die Stunde 6—8 Groschen Honorar und garantiren für die zweite Censur. — Daher kommt es, daß die Collegien häufig nur bezahlt, nicht besucht werden, und erst, wenn der Cursus beinahe zu Ende gelaufen ist, das eigentliche Studium oder vielmehr Einternen beginnt. Daran sind aber die Professoren größtentheils selbst Schuld. Hauptsächlich unter den juristischen Dozenten ist die Dictirmethode ungemein eingerissen. Wie wenig dieselbe geeignet ist, zum Fleiß anzuspornen, haben wir schon früher besprochen. Freilich enthält gerade die Jurisprudenz vorzüglich Positives, welches der Student nicht durch einmaliges Anhören, sondern nur durch öfteres und wiederholtes Studium sich zu eigen machen kann. Aber es giebt ja, besonders über das Römische Recht, Compendien in Menge, welche eben dieses Positive in systematischer Darstellung enthalten. Warum werden diese nicht zu Grunde gelegt und das darin Gegebene in lebendiger Rede erläutert? *Marezoll* hat ein eigenes Lehrbuch der Institutionen geschrieben. Trotzdem dictirt er in seinen Vorlesungen über Institutionen ganze Stunden hindurch. Unter allen Professoren, welche auf der Leipziger Universität über Römisches Recht lesen, spricht nur der neuberufene von der Pfordten frei, indem er in den Institutionen *Mühlenbruchs* Lehrbuch, in den Pandekten das Compendium von *Wening-Ingenheim* zu Grunde legt und sich begnügt, einzelne kleine Zusätze in die Feder zu dictiren. Dies ist für das Selbststudium hinreichend, während durch den lebendigen Vortrag der Zuhörer ein deutliches, lebensvolles Bild von dem Gegenstande erhält, um den es sich handelt — ein Bild, welches nicht so leicht verwischt werden kann. Denn das wird Niemand leugnen, daß durch den freien Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes derselbe weit fester in den Geist des aufmerksamen Zuhörers eingepägt wird, als wenn er ihn aus todten Lettern schöpft. Dies ist ja auch der Grund, warum sich der Kathedervortrag auf unseren Universitäten erhalten hat trotz der

Anfechtungen derer, welche einen mehr schulmäßigen Unterricht in Dialogenform verlangt haben. Auch hat der freirebende Lehrer Gelegenheit, durch ein näheres Eingehen auf den Gegenstand, durch Verdeutlichung mittelst Beispielen das Verständniß zu erleichtern, was bei den zeitraubenden Dictaten kaum möglich ist. Aber freilich erfordert die freie Rede mehr geistige Anstrengung und eine gewissenhaftere Vorbereitung, als wenn man ein einmal ausgearbeitetes Heft immer und immer wieder abliest und höchstens, wenn die Wissenschaft in diesem oder jenem Theile unterdessen fortgeschritten ist, durch kleine Veränderungen und Zusätze erweitert. Und eben diese Anstrengung, welche man von einem akademischen Lehrer fordern kann, scheuen jene dictirenden Professoren. — *Dr. Friedr. Adolph Schilling*, P. O. des Römischen Rechts, ist ein grundgelehrter Jurist und könnte als solcher viel nützen, wenn ihm die Gabe der Mittheilung mehr zu Gebote stände. Zu ängstlich, in seinen Vorträgen ja nichts zu vergessen, ja nichts undeutlich zu lassen, kennt er kein Maß und Ziel, weiß das Nothwendige von dem weniger Nothwendigen nicht auszuscheiden und hat, wenn das Semester zu Ende ist, seine Vorlesungen gewöhnlich nicht zu Ende gebracht. Deswegen soll er auch nicht mehr über das gesammte Römische Recht lesen, als dessen Professor er angestellt ist. Er nimmt gewöhnlich einen einzelnen Theil aus demselben heraus und behandelt diesen nach seiner Art. Außerdem liest er hauptsächlich über Naturrecht und einige andere Materien. — *Dr. Günther*, Domherr und Comthur, liest über Civil- und Criminalproceß. Er war nebst *Großmann* Vertreter der Universität auf dem diesjährigen Landtage. Man kann nicht sagen, daß er sich durch seine Wirksamkeit in Leipzig, Dresden oder anderwärts Freunde erworben hätte. Der Mangel an Entschiedenheit, sein Streben, allen Parteien gerecht zu werden, hat ihm sehr geschadet. — *Steinacker* gehört unstreitig zu den tüchtigsten Lehrern der Jurisprudenz, besonders des sächsischen Rechts, und wirkt durch seine lebendigen, gelehrten Vorträge segensreich. *Marezoll*, durch seine Institutionen, sein Criminalrecht u. s. w. der Gelehrtenwelt hinlänglich bekannt, ist mehr kenntnißreich als scharfsinnig. Sowohl er, als *Hänel*, der Herausgeber des Gregorianischen und Hermogenianischen Codex, sowie anderer Quellen, die er mit kritischem Geiste bearbeitet hat, dictiren ganze Stunden lang. In gleicher Weise *Dr. Bruno Schilling* und der gelehrte *Heimbach*. Mehr Leben entwickelt schon *Dr. Robert Schneider*. — *Hofrath Albrecht*, der erste von den aus Göttingen vertriebenen Professoren, der auf einer anderen Universität eine Anstellung fand, zieht durch seine geistreichen und scharfsinnigen Vorlesungen eine große Anzahl Zuhörer an sich. Er hat die Gabe, mit wenig Worten viel zu sagen, und der Zuhörer wird dadurch zu strenger Aufmerksamkeit genöthigt. Seine Dictate sind kurz und bündig, hingeworfene Umriffe, die sich aber zum deutlichen, lebensvollen Bilde gestalten. Diese führt er in freier Rede aus mit gewählten und treffenden Worten.

Seine Vorträge lassen sich nicht gemächlich verschlucken, wie die anderer Docenten, welche dem Zuhörer, der leichtern Verdauung wegen, einen wohlburchgerührten Brei vorsehen. Der Geist muß thätig sein, muß selbst denken, muß dasjenige weiter verfolgen, was seine Vorträge nur anregen. Während andere Docenten häufig nur das Skelett eines wissenschaftlichen Gegenstandes darstellen, greift Albrecht den Geist der Sache heraus und theilt diesen mit. Das Uebrige überläßt er dem Selbststudium. Daher bringt auch nur eine versäumte Vorlesung eine fühlbare Lücke hervor. — Vom Privatgange mit Studenten zieht sich Albrecht gänzlich zurück, was um so mehr zu beklagen ist, als die mittelmäßigeren Köpfe unter seinen Zuhörern ihm gewiß nicht immer folgen können. Für diese wäre eine nochmalige Besprechung des vorgetragenen Gegenstandes, nicht vom Katheder herab, sondern im Zwiegespräche, gewiß von großem Nutzen. Aber Albrecht muntert durch sein Benehmen nicht zu einem nähern Anschließen an seine Person auf. Den Göttinger Hofrath kann er nicht verleugnen und in dieser Hinsicht paßt er gut in den Kreis der Leipziger Ordinarien. — Eine sehr gute Acquisition hat die Universität an dem Hofrath Dr. von der Pfordten gemacht, welcher in diesem Jahre von Aschaffenburg zu der durch Puchta's Weggang nach Berlin erledigten Professur des Römischen Rechts berufen worden ist. Wir glauben, daß durch ihn

Puchta vollkommen ersetzt ist, der trotz seines großen Rufes sich keinen ausgedehnten Schülerkreis in Leipzig schaffen konnte, woran hauptsächlich sein Vortrag Schuld sein mochte. Dr. von der Pfordten hat in diesem Halbjahre, in welchem er über Institutionen und Geschichte des Römischen Rechts gelesen hat, gezeigt, wie sehr er zum akademischen Lehrer qualificirt ist. Seine lebendigen, klaren Vorträge haben sich ungetheilten und fortbauenden Beifall erworben, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß sich unter seinen Zuhörern schon ein weit regeres Interesse an der Wissenschaft zu zeigen beginnt, als unter denen anderer juristischer Docenten. — Dr. von der Pfordten war früher Professor in Würzburg, wurde alsdann an das Appellationsgericht zu Aschaffenburg versetzt und kam mit dem Anfang vorigen Semesters nach Leipzig. — Ein kurzer Ueberblick über die jährlichen Vorlesungen der Juristenfacultät zeigt, daß dieselben sich nicht über das Bereich des für das Examen vorgeschriebenen erstrecken. Daran mag freilich die Theilnahmslosigkeit der Studenten Schuld sein. Wir haben schon gesehen, wie wenig Glück Dr. Schletter mit seinem Collegium über öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren machte. Von Vorlesungen über den Code Napoleon haben wir nie etwas gehört. Lebensbeschreibungen berühmter Rechtsgelehrter dictirte Dr. Hänel im vergangenen Wintersemester. —

(Fortsetzung folgt.)

F e n i f f e t o n .

Das Schicksal des Don Carlos, Sohnes Philipps II. von Spanien, ist von den Geschichtsforschern noch immer nicht ermittelt worden. Herr von Raumer glaubt zwar bewiesen zu haben, daß der Prinz natürlichen Todes gestorben sei; allein er irrt. Don Carlos wurde geköpft. Ein deutscher Herzog, der als Gast am Hofe des Königs Ferdinand VII. von Spanien in Madrid war, sah den einbalsamirten Leichnam des unglücklichen Prinzen im Escorial; der Kopf war selbst noch im Sarge vom Rumpfe getrennt. Daß anderen Reisenden, die vielleicht selbst im Escorial waren, der Sarg des Don Carlos nicht geöffnet wurde, ist sehr erklärlich, denn selbst für den Herzog bedurfte es dazu der ganz speciellen Erlaubniß des Königs.

15.

Die Oper mit den Fingern. Vor ungefähr 100 Jahren, 1730 und den folgenden Jahren, bewunderte man in Dresden und Leipzig u. a. Städten einen Anton Kühnle, der eine Oper — mit den Fingern auf-

führte. Es war ein Schattenspiel, aber statt aller Figuren dienten ihm die Finger, seine Gestalten erscheinen zu lassen, indem er dazu sang. So wenig die Sache an sich zu bedeuten scheint und so wenig man sich eine Vorstellung davon machen kann, so erstaunlichen Beifall fand sie doch überall, wo er hinkam, und die Zeitgenossen priesen ihn in Prosa, wie in Versen. Die „Curiosa Saxonica“ von 1731 und 1732 haben ihm mehr als einen Bogen gewidmet. Der Hof, damals an die prachtvollsten Schauspiele gewöhnt, beehrte doch auch seine Gaben „mit großem Applause und Contentement, weil man dergleichen nirgends sonst gesehen.“ Denn:

„Sobald er singt, spricht auch das Wort,
Kommt Alles in Gestalt und Ort,
Zu Pferd, zu Fuß, auch was Gestalt
Getragen, Kinder, Jung und Alt.“

Das Stück dauerte eine ganze Stunde und scheint wenigstens eine unbegreifliche Fertigkeit vorausgesetzt zu haben.

2.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.